

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein
Band: 62 (1917)
Heft: 49

Anhang: Zur Praxis der Volksschule : Beilage zu No. 49 der "Schweizerischen Lehrerzeitung", November 1917, No. 9

Autor: Baumgartner, A.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ZUR PRAXIS DER VOLKSSCHULE

BEILAGE ZU N° 49 DER „SCHWEIZERISCHEN LEHRERZEITUNG“

1917

NOVEMBER

No. 9

ZUR SCHRIFTFRAGE.

In Nr. 8 der „Praxis“ (Schweiz. Lehrerzeitung, Okt. 27.) empfiehlt Hr. Fröhlich, Übungslehrer am Seminar Kreuzlingen, der Lehrerschaft des Kantons Thurgau als Anfangsschrift im Schulunterricht die lateinische und verweist dabei auf den Kanton Zürich als nachahmungswürdiges Beispiel. Aber in diesem Punkt verdient unser Kanton keine Nachahmung; denn das zürcherische Verfahren hat eine bedauerliche Folge gezeigt: die deutsche Schrift ist bei uns zum Aussterben verurteilt. Sie ist den Schülern beim Austritt nicht geläufig genug und wird aufgegeben. Im Kanton Zürich bedient sich nur noch die älteste Generation der deutschen Schrift.

Es gibt Lehrer, die sich darüber freuen. Sie halten es für einen grossen Fortschritt, wenn einmal nur noch die Lateinschrift eingeübt werden muss. Mit dem Erlernen beider Schriften, sagen sie, ist zuviel Zeitaufwand verbunden; „wir möchten die Zeit lieber zu gesteigerter sprachlicher Schulung verwenden; mit der Lateinschrift kommt der Schüler durchs ganze Leben, mit der deutschen nicht.“ — Dies ist der Nützlichkeitsstandpunkt. Andere betonen, wie der Schüler durch die zweite Schrift gequält und überbürdet werde. Ist das wahr? Freute es uns nicht, als wir eine neue Schrift lernen durften? Dr. A. Kirschmann, Professor der Philosophie an der Universität Toronto, der selber mehrere Jahre in Unterklassen der Volksschule tätig gewesen, sagt: „Den Vorwurf der sinnlosen Belastung des Gedächtnisses und der Quälerei der Schulkinder kann nur derjenige machen, der vom Anfangsunterricht nichts versteht. Er wird auch meistens nur von solchen vorgebracht, die nie selber den ersten Leseunterricht erteilt haben.“

Aber sogar wenn die zweite Schrift eine Belastung wäre, müssten wir sagen: Nehmt doch diese Mühe in den Kauf! Wendet den Grundsatz der Nützlichkeit nicht gerade auf unsere Schrift an; sucht die Abrüstung und Erleichterung an andern Orten. Schaut z. B., wie ihr euch und eure Schüler im Deutschunterricht plagt. Denkt an die dem Schüler unverständlichen Regeln der Silbentrennung (La-sten neben Knos-pen, Kat-ze neben pak-ken, Ver-ein, war-um, Bi-bliothek, Mon-arch); an die Unterscheidung von ss und ß

bei der lateinischen Schrebschrift (*Füsse, Füsse*), die ausser dem Volksschullehrer kein Mensch beachtet; an die Dudenschen Spitzfindigkeiten der Gross- und Kleinschreibung (er hat sein Bestes getan, er tut sein möglichstes; jung und alt war entzückt, Junge und Alte waren dabei; das übrige ein andermal, das Weitere später; in bezug auf, mit Bezug auf; Angst haben, einem angst machen; ausser acht lassen, ausser aller Acht lassen; mit Recht, recht behalten; er spricht Deutsch, der Redner hat deutsch gesprochen, nicht englisch); denkt an das Zusammenschreiben (wieviel Personen, wie viele Personen; wieviel, wie wenig; soviel ich weiss, soweit ich das beurteilen kann, so viel, dass..., so weit gereist, dass...; zuviel, wenn „viel“ betont ist, zu viel, wenn der Ton auf „zu“ liegt! usw.).

Ihr Einschriftler, mit solchen Dingen hat sich eure Schule zu beschäftigen, mit Regeln, die sogar der Gebildete nicht kennt oder nicht befolgt. Gegen solchen Gedächtniskram lehnt ihr euch nicht auf; aber euer Bestreben, Praktisches und Nützliches zu lehren, würdet ihr kaltblütig euere eigene Schrift opfern. Ihr predigt Heimatschutz; aber für den Schutz dieser Eigenart scheint die Zukunftsschule keinen Platz zu bekommen; sie muss Wichtigeres treiben! Die bescheidene alte Schule war noch imstande, die deutsche Schrift so zu pflegen, dass sie den Schülern geläufig und

lieb wurde; daneben lehrte sie noch die lateinische, die man mit Leichtigkeit schrieb und wohl nicht schlechter als heute.

* * *

Das Gesagte gilt nur denjenigen Lehrern, welche die deutsche Schrift ohne Bedenken aufgaben. Zu diesen gehört Hr. Fr. nicht: in der sechsten Klasse will er sie einführen. Aber wie wenig damit erreicht würde, zeigt der Kanton Zürich, wo nur noch die Grossväter und Grossmütter deutsch schreiben, obschon die deutsche Schrift für die fünfte Klasse vorgeschrieben ist. Wenn wir unsere Schrift am Leben erhalten wollen, muss sie in der Schule den Vorrang haben, und zwar nicht nur aus Pietät, sondern auch aus pädagogischen Gründen.

Nach dem übereinstimmenden Urteil derjenigen nämlich, die schon jede der beiden Schriften als Anfangsschrift gelehrt haben, ist die deutsche Schrift die leichtere. Die Kleinbuchstaben der lateinischen Schrebschrift — und wegen ihres Überwiegs kommen hier hauptsächlich diese in Betracht — halten sich eng an die Form der lateinischen Druckschrift, daher die Versuchung, mit der lateinischen Druck- und Schrebschrift zu beginnen, ein Verfahren, das der Unterzeichneter — von Sönen verleitet — vor dreissig Jahren auch noch lebhaft befürwortete. Wenn es sich nur ums Lesen handelte, so wäre dieser Anfang zu empfehlen; aber das Schreiben muss auch gelernt werden. Da führt nun die Einfachheit der Buchstaben zu einer argen Täuschung. Einfachheit der Form und Leichtigkeit des Nachmachens sind zwei verschiedene Dinge. Auch der Kreis ist ein einfaches Gebilde! Das Fertigbringen eines

schönen *n, a, B, D, S, T* ist eine ans Künstlerische grenzende Leistung, und doch wird diese Aufgabe beim Schönschreiben als Ziel hingestellt. Eine besondere Schwierigkeit bietet dem Anfänger die Wellenlinie des

n, m und *h*, und noch schwieriger ist der *c*-Bogen, d. h. die Rückkehr auf der schon begangenen Strecke beim kalligraphischen *c, e, a, g, y* und *d*. Die Mühe,

welche diese Buchstaben dem Anfänger bereiten, ist nicht bloss dem Lehrer bekannt; jeder Schulpfleger kann sich davon überzeugen. — Beim alltäglichen Schreiben der Erwachsenen fallen die genannten Schwierigkeiten weg: die schöne Ausführung kommt nicht mehr in Betracht;

die Wellenlinie wird durch *u*-Züge ersetzt; das zweimalige Begehen derselben Strecke wird dadurch vermieden, dass man den Verbindungsstrich von unten in den Buchstaben einführt. Nur der Zusammenhang zeigt dann, wofür

z. B. *uuu* steht, ob für *nun*, oder *unu* (ununterbrochen) oder *unn* (unnatürlich) oder *nnu* (Trennung, annullieren); ferner können *a, d, g, h* in zwei

Teile zerfallen, in *addegh*; *hn* kann zu *lm* werden, *e* zu *l*, *l* zu *e*, *h* zu *h*, *x* zu *i*, *v* zu *e*, *t* zu *a*, *c* zu *e*, *e* zu *c*, *le* zu *l*. Bei acht Zeichen erfordert das schulmässige Schreiben im Buchstaben selber eine Unterbrechung, und bei zehn muss vor dem Weiter-schreiben abgesetzt werden. In der Schnellschrift hilft

sich hier jeder selber, wobei leicht unleserliche oder falsche Formen entstehen, z. B. *T* in *T* und *S* in *S* übergeht. Diese vielen Möglichkeiten sind es, die zu den unleserlichen Lateinschriften führen, die uns so häufig vor die Augen kommen, dass wir uns darüber gar nicht mehr aufhalten.

Die deutsche Schrift bietet nicht so viele Schwierigkeiten: die Schleifen und Rundungen sind länglich und deshalb leichter zu ziehen. Sie enthält sozusagen keine geschwungenen Anstriche und Ausladungen; an die Stelle der *m*- und *n*-Züge treten die einfachen Auf- und Abstriche (*mmmm-nnnn-ssss*); wenn *vvv* mit dem Übergang zum Doppelstrich eingefügt sind, bereiten *vvvvvvvvvvvv* keine Schwierigkeiten mehr; *v* in der Lateinschrift so schwer, kann mit geschlossenen Augen leserlich geschrieben werden; *v* ist mehr umständlich als schwer, *j* wohl der schwerste von allen kleinen. Wenn sich die Auf- und Abstriche beim schnellen Schreiben runden, so geschieht dies nur unten oder oben, nie an beiden Enden, so dass die das Schreiben hemmenden *m*-Züge doch nicht vorkommen; *v* wird ohne Absetzen leserlich geschrieben. — Die grossen Buchstaben der deutschen Schreibschrift sind ebenfalls bedeutend leichter als die lateinischen, und fast alle haben glatten Anschluss nach rechts. Die unpraktischen *L f g* könnten leicht durch bequemere Formen ersetzt werden, z. B. durch *C C f g*. Ein Beweis für die grössere Leichtigkeit der deutschen Schrift ist auch die Beobachtung, dass ein Schüler, der mit der deutschen anfängt, im dritten oder vierten Jahr eine schönere Schrift besitzt als der gleich alte lateinisch schreibende.

Die grössere Leserlichkeit der deutschen Schnellschrift röhrt von verschiedenen Ursachen her: beim flüchtigen Schreiben zerfallen keine Buchstaben; es geht nicht so leicht ein undeutlicher Buchstabe in einen andern über; das *u*-Zeichen, sowie das *f* und *l* mit Ober- und Unterröhre erleichtern die Lesbarkeit ungemein; dasselbe tut auch das so leichte und ausgeprägte *z*, das man schon längst hätte in die Lateinschrift aufnehmen sollen; die drei *(183)* lassen die zusammengesetzten Wörter auf den ersten Blick erkennen (vergleiche *Glastür, Haussache* mit *Glastür Grünspritz*). All das zeigt, dass die

deutsche Schreibschrift nicht eine herübergemommene schiefgestellte und zusammengehängte Druckschrift ist, wie die lateinische, sondern eine Schrift, die sich im Lauf der Zeit den Anforderungen der Lesbarkeit und Schreibflüssigkeit angepasst hat. Und diese Schrift wagt Söhnchen eine „Fälschung“ zu nennen, „eine Trugschrift“, die nicht in die Schule hineingehört! — Der beste Beweis für die grössere Lesbarkeit ist vielleicht die Tatsache, dass die deutsche Schrift viel kleiner geschrieben werden kann als die lateinische, und dabei doch noch lesbar und formenrichtig bleibt.

Man wendet ein: Aber die lateinische Schrift lässt sich schneller schreiben. Das mag wahr sein; wir fragen jedoch: Sind nicht Leichtigkeit des Erlernens und Lesbarkeit die allerersten Forderungen, die bei der Schrift in Betracht

kommen? Wenn Schreibschnelligkeit die wichtigste Eigenschaft wäre, so müssten wir allen Ernstes an die obligatorische Einführung der Stenographie denken.

* * *

Wir kommen zur Druckschrift. Gerade wie man meint, die so einfache lateinische Schrift sei leichter zu schreiben als die deutsche, wird immer noch behauptet, die lateinische Druckschrift (Antiqua) sei leichter zu lesen als die gebrochene (Fraktur); und um uns davon zu überzeugen, verweisen die Gegner immer auf *nu*, *ff*, *rx*, *uu*, *vv*, *ce* und *oq*. In den schlechten Drucken, die sie uns dann vorführen, berühren sie eine wirkliche Schwäche der Fraktur; aber wir besitzen heute eine grosse Anzahl von Schriftformen, die diesen Vorwurf vollständig entkräften. Man vergleiche

nu — ff — rx — uu — vv — ce — oq

nu — ff — rx — uu — vv — ce — oq

Heben sich hier die genannten Buchstaben nicht so stark voneinander ab als in der Antiqua *u* und *n*, *f* und *t*, *e* und *c*, *h* und *b*? Zudem werden noch die Umkehrungen oder Spiegelbilder (*b d* und *p q*) von den Anfängern gerne verwechselt. Die Fraktur hat keine Spiegelbilder.

Der Glaube an die grössere Leserlichkeit der lateinischen Druckschrift wurde im Lauf von dreissig bis vierzig Jahren durch Kommerzienrat Sönneckens unermüdliche Werbearbeit weit herum verbreitet und durch Versuche von Augenärzten unterstützt und scheinbar wissenschaftlich begründet. Aber wenn von der Lesbarkeit die Rede war, pflegte man nur die einzelnen Buchstaben miteinander zu vergleichen, und auch die Augenärzte machten ihre Versuche nur mit Buchstaben, nicht mit Wörtern. Dabei wurde etwas ausser acht gelassen, das beim Lesen eine grosse Rolle spielt, nämlich das seitliche, mittelbare oder indirekte Sehen. Direkt oder geradeaus fassen wir nur einen Buchstaben scharf ins Auge; was links und rechts (auch darunter und darüber) liegt, sehen wir seitlich, also nur nebenbei. Vom fixierten Buchstaben rückt das Auge des buchstabierenden Kindes zum nächsten Buchstaben vor; beim zusammenhängenden Lesen dagegen werden die deutlich erkannten Buchstaben, auch kurze Wörter, übersprungen, so dass mit Bezug auf die Lesbarkeit die Frage lauten muss: Welche Buchstaben werden im indirekten Sehen leichter erkannt, die lateinischen oder die deutschen?

Diese Frage behandelt Dr. Kirschmann ausführlich in seinem kleinen Buch „Antiqua oder Fraktur?“ Wir wollen hier nur die wichtigsten Ergebnisse seiner lehrreichen Untersuchungen anführen. Als grundlegend sind die Versuche mit geometrischen Figuren zu betrachten. Sie zeigten, dass Dreiecke am sichersten erkannt werden, spitze Winkel sicherer als stumpfe und rechte, Polygone am schlechtesten. In Übereinstimmung mit dieser Tatsache ergaben die Versuche mit Steinschrift (Buchstaben mit nackten Strichen): 1. Nicht die aus senkrechten und wagrechten Linien rechtwinklig zusammengesetzten Zeichen (*L, T, F, H*) werden am weitesten nach rechts und links hinaus mit Sicherheit erkannt, sondern die schiefwinklig zusammengesetzten wie *w* und *a*; 2. *C, O, G, Q* sind wegen ihrer zu sehr übereinstimmenden runden Form unleserlich; und diejenigen mit Antiquabuchstaben (Buchstaben mit abschliessenden Querstrichelchen): 1. Diese komplizierteren Zeichen (*L, T, F, H*) sind weiter hinaus sichtbar, so dass von *D* und *O* keine Verwechslungen mehr vorkommen, wie bei *D* und *O*, und solche von *C* und *G* unter einander oder mit *O* viel seltener sind; 2. die schiefwinkligen kleinen (*w, v, x, z*) werden viel leichter und sicherer erkannt und viel weniger verwechselt als alle übrigen; 3. *o, e, c, a* und *s* erscheinen schon in geringer Entfernung als rundliche Massen; 4. *b d* und *p q* werden leicht verwechselt, *b* und *h* oft, *t* und *f* noch öfter. Die Versuche mit Frakturbuchstaben zeigten, dass die Ecken, Kanten, Häkchen und Verdickungen sowie andere kennzeichnende Anhängsel oder Verlängerungen der kleinen gebrochenen Buchstaben kein Hindernis bilden, sondern ge-

radezu ein Hilfsmittel sind zur leichteren Erkennbarkeit (man vergleiche n, c, e, s, v, d, p, f mit n, c, e, s, v, d, p, k und besonders h, f, i, ß, ch, sch mit h, f, s, ss, ch, sch). Als einen nicht zu unterschätzenden Vorzug der deutschen Druckschrift hebt Kirschmann hervor, dass sie für das s der Antiqua zwei Zeichen hat, das lange l und das Schluss-s, wodurch die vielen zusammengesetzten Wörter leichter und schneller erkannt werden (vergleiche Haustier, Nastuch, Austritt mit Haustier, Nastuch, Austritt, Versendung mit Versendung und Versendung, Lieschen mit Lieschen). Da ferner die deutsche Schrift einen bedeutend schmäleren Schnitt gestattet als die Antiqua, kommt zu all dem hinzu, dass im seitlichen Lesen die langen Wörter auch leichter erkannt werden. Die deutschen Grossbuchstaben dagegen kommen nicht gut davon. Kirschmann sagt, sie seien viel schlechter zu erkennen als die lateinischen und müssten einfacher werden, wie die der beiden Schwabacher Schriften. Dieser Forderung sind die neuern Schriften in hohem Masse nachgekommen. — Zu den grossen Buchstaben bemerkt Kirschmann noch, sie seien für die Auffassung der Satzgliederung von grösster Bedeutung, daher dürfe ihre Verwendung für die Hauptwörter unter keinen Umständen über Bord geworfen werden.

Wenn die deutschen Grossbuchstaben nicht überladen sind und so geschnitten, dass sie nicht leicht zu Verwechslungen führen, geben sie Wortbilder, deren Wert kaum überschätzt werden kann, und auf solche Wörter passt, was der Verfasser der Zürcher Fibel sagt: Neuere psychologische Untersuchungen haben mit Sicherheit ergeben, dass beim Lesen die Wörter am leichtesten aufgefasst und behalten werden, die ein charakteristisches Gepräge, eine auffällige „Physiognomie“ haben. — Aus dem Gesagten geht hervor, dass das Hauptfordernis für die Lesbarkeit „viel weniger die Einfachheit ist als die Abwesenheit von übereinstimmenden Eigenschaften“ (Kirschmann). In seinem Vortrag über die Schrift erinnert Pfarrer W. Wirth daran, dass wir oft einen Menschen, den wir einmal gesehen haben, wiedererkennen gerade daran, weil er sich von tausend andern unterscheidet.

Das bisher über die leichtere Lesbarkeit der deutschen Druckschrift Gesagte wird durch folgende Beobachtung bestätigt. Einem Zürcher Literaturprofessor fiel es unangenehm auf, dass er beim Vorlesen aus Goethes *Faust* in gewissen Stunden stolperte. Nach einem Gespräch über die beiden Schriften fand er heraus, dass das Vorlesen nur vorkam, wenn er sich der schönen Antiqua-Ausgabe des Inselverlags bediente. In jenem Druck war es also möglich, dass ein langes oder selteneres Wort vom Auge nicht sofort sicher erkannt wurde. Beim Vorlesen aus einem deutsch gedruckten *Faust* las er nie falsch. — Dass ein schlechter deutscher Druck einem guten lateinischen nicht die Stange halten kann, versteht sich von selber.

* * *

Wie verhalten sich Fraktur und Antiqua als Fibelschrift zu einander?

Hänschen will den Igel streicheln

Hänschen will den Igel streicheln

Das eine ist die Steinschrift der Leipziger Fibel „Guck in die Welt“, das andere Offenbacher Fraktur. — Täusche ich mich, wenn ich das Gefühl habe, die glatte lateinische Schrift sei steif und kalt, die deutsche, mit den gebrochenen Buchstaben, dagegen voll Leben und Kraft? — P. K. Rosegger sagt: „Die deutsche Schrift ist mir die sichtbare Form der deutschen Sprache, der deutschen Literatur, und ich wundere mich über jeden Deutschen (wir würden sagen: über jeden dem deutschen Sprachgebiet Angehörigen), der gegen sie gleichgültig sein kann. Ich hänge meiner Natur nach, mit meinem Herzen so innig, so dankbar an unserer deutschen

Schrift, weil diese mir das deutsche Schrifttum, die deutschen Dichterwerke treu gehütet und überbracht hat. Der Streit um Buchstaben mag kleinlich sein, wir haben ihn nicht vom Zaune gebrochen. Wenn andere sich als Gegner der Deutschen Schrift ereifern, so kann ich für sie hizig werden. Ich laufe kein schönenstiges Werk, das mit Lateinschrift gedruckt wird.“ — Ob wohl die lateinische Schrift einem Menschen so ans Herz wachsen kann wie unserm Rosegger die deutsche?

In welcher Schrift soll die Fibel gedruckt sein? Die Antwort liegt — wenn wir eine suchen müssen — in der Leipziger Fibel „Guck in die Welt“, in welcher beide Schriften vorkommen, im ersten Teil die lateinische, im zweiten die deutsche. Jeder wird zugeben, dass der Lateindruck dieser Fibel, mit der Fraktur verglichen, einförmig und langweilig ist und vor dem Auge flimmt. Und soll der Strich „l“ ein Buchstabe sein, bald ein I, bald ein J? Da sieht man, wie für die Kleinen das Beste gerade gut genug ist! Der deutsche Druck darin ist musterhaft, vom kleinen k und vom grossen G abgesehen. Diese Fibel gibt uns also die Antwort: „Fraktur zuerst, Antiqua später“, obschon darin die Reihenfolge umgekehrt ist.

Für Hrn. Fr. ist die Leipziger Fibel „bahnweisend“. Wie Sönnecken und Wetekamp möchte er mit der lateinischen GROSSBUCHSTABENSCHRIFT anfangen, d. h. mit der Schrift, die man nicht lesen kann, sondern BUCHSTABIEREN muss, wenn die Wörter nicht so kurz sind wie LILI, MIMI, EUSI und LEO. Die Führer dieser Bewegung sind Sönnecken und Wetekamp. Wie sie empfiehlt Hr. Fr. als Vorübung das Stäbchenlegen.

Dem Laien kommt dieses Verfahren als etwas furchtbar Gesuchtes, wenn nicht ganz Verkehrtes, vor. Warum die Kapitalschrift? Weil sie sich am leichtesten lesen lasse und weil es die Kinder freue, in der Schule alte Bekannte zu finden, die sie draussen im Verkehrsleben auf Plakaten und Schildern viel gesehen hätten (Sönnecken). Und warum das Stäbchenlegen? Weil die Handmuskeln des Kindes im Anfang nicht kräftig genug seien (Wetekamp). Zu Sönneckens „alten Bekannten“ ist zu bemerken, dass der ABC-Schütz der deutschen Schrift keine geringere Freude empfindet, wenn er täglich daheim, also in allernächster Nähe, in Büchertiteln und Zeitungsköpfen den Buchstaben begegnet, mit denen er in der Schule bekannt geworden ist.

Zu den Gegnern dieses Vorgehens gehört Josef Müller in Düsseldorf. Seine Abhandlung über die Schrift im Anfangsunterricht wurde vom Schriftbund deutscher Hochschullehrer unter dem Titel „Fibelreform?“ veröffentlicht. Als Lehrer auf der Elementarschulstufe dürfte Josef Müller an Erfahrung auf diesem Gebiete dem Bonner Kommerzienrat und dem Berliner Gymnasialdirektor nicht nachstehen, so dass es sich lohnt zu hören, wie er sich zu diesen Fibeln stellt.

Josef Müller fängt mit der deutschen Schreibschrift an und verbindet mit dem Lesen auch das Schreiben. Er sagt: „Obwohl rein lesetechnisch betrachtet, die kleinen Frakturbuchstaben die denkbar beste Leseanfangsschrift sind, so ist es doch aus zahlreichen Gründen besser, mit der Schreibschrift anzufangen. Der ständige Wechsel von Lesen und Schreiben belebt den Unterricht ungemein. Kinder schreiben immer gern, es sei denn, dass es ihnen durch methodische Torheiten verleidet würde. Eine Torheit ist es z. B., dem Kinde sofort eine Feder mit Tinte in die Hand zu geben! ... Die in neuerer Zeit ausgesprochene Ansicht, die Schulneulinge seien noch so schwach und ungelenkig in den Händen, dass sie kaum einen Stift fassen könnten, muss nach allen bisherigen Erfahrungen als durchaus falsch bezeichnet werden. Die Kinder haben bisher ihre Hände doch nicht in den Taschen getragen; sie haben so viel gehämmert, gebaut, gebastelt und geklettert, zu Hause gemalt und „geschrieben“, dass sie sehr wohl den Stift regieren können ... Nicht einen Tag braucht man nach der Schulaufnahme mit dem Lese- und Schreibunterricht zu warten. Das Kind ist ja gerade darum gekommen; es ist stolz, wenn es auch nur ein klein wenig von den geheimnisvollen Künsten mit nach Hause nimmt; es ist sogar enttäuscht, wenn es nichts gibt

als Erzählen und Spielen.“ — In seiner Besprechung von Wetekamps „Reform“ nennt Josef Müller das Stäbchenlegen als Einführungsmittel erklügelt und dem Schreiben durchaus unterlegen. „Das Schreiben ist etwas, das auch die Erwachsenen tun und macht dem Kinde weit mehr Freude als das rein kindergartenmässige Stäbchenlegen, das langsam von statthen geht und baufällige Ergebnisse hat. Dabei können die vielen runden Formen nur notdürftig mit den geraden Stäbchen gebildet werden. Es ist ganz töricht, zu sagen, dass das Schreiben den Kindern noch zu schwer sei. Und ist das Schreiben denn nicht auch ein „Werk“? Es heisst doch, den Begriff des Werkunterrichts erkennen, wenn man nur noch das Hantieren und Basteln gelten lassen will.“

Hr. Fr. spricht von der „Enttäuschung und dem Missmut“ der Kinder. Haben viele von uns solche Erinnerungen? Auch Josef Müller weiss nichts davon: „Das erste Schuljahr ist bei der altbewährten Schreibsemethode ohne Zweifel das fröhlichste und erfolgreichste für Schüler und Lehrer.“

Über die Leipziger Fibel „Guck in die Welt“, Herrn Fröhlichs „bahnweisende“ Fibel, schreibt Josef Müller: „Interessanter aber, als der mühevolle Rechtfertigungsversuch der Leipziger Fibel ist ihre Geschichte (Leipziger Neueste Nachrichten vom 1. Febr. 1914). Nach Ablauf einer zweijährigen Probezeit wünschte die Leipziger Direktorenkonferenz diese Fibel wieder abzuschaffen. Das dem neuen Schulbuch ungünstige Gutachten lehnte vor allem die Lateinschrift als erste Lese- und Malschrift ab. Nur durch Veränderung ihrer Gestalt, durch Beschränkung der Lateinschrift und reichlichere Eingliederung der deutschen Schrift entging die Fibel schliesslich dem Schicksal, aus den Leipziger Schulen entfernt zu werden. Es scheint also doch, als ob die Steinschrift-Begeisterung bereits etwas ins Abflauen geriete, bevor sie ihr grosses Ziel, die deutsche Schrift zu verdrängen, erreicht hat.“

Die Behauptung, die Lateinbuchstaben seien „in der einzelnen Form charakteristischer als die deutschen“, ist zum mindesten kühn. Dass sie für das Auge zuträglicher seien, hat man lange geglaubt, aber auch schon längst aufgegeben. Schon 1907 hat Prof. Kirschmann geschrieben: „Die Anschuldigung, dass Fraktur die Augen mehr anstrengt als Antiqua, ist nirgends stichhaltig bewiesen worden.“

* * *

Ich kann daher dem, was Hr. Fr. in seinem Artikel zugunsten der Lateinschrift und der Antiqua-Fibel vorbringt, in keinem einzigen Punkt beistimmen; das gleiche gilt auch für die Beurteilung der beiden Schriften im „Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Schulgesundheitspflege, 1916“, die in folgendem Schlussatz gipfelt: „Wir halten dafür, dass eine Lösung der Schriftfrage im Sinne der Antiqua nicht allein aus Gründen der Abrüstung und der Hygiene, sondern für uns Schweizer auch aus nationalen Erwägungen zu fordern ist.“

Hoffentlich lässt sich die thurgauische Lehrerschaft durch solche Arbeiten nicht beirren. Sie stützen sich hauptsächlich auf das, was der Kommerzienrat Friedrich Sönnecken schreibt und predigt. Sönnecken ist wahrscheinlich ein gewandter Redner, ohne Zweifel ein tüchtiger Geschäftsmann und sicherlich ein rastloser Reklamemacher; aber für eine Autorität in der Schriftfrage hält man ihn in Deutschland nicht. Dr. Ferdinand Khull nennt ihn in der „Ostdeutschen Rundschau“ vom 4. Febr. 1917 den grossen Werbetrommelschläger für seine Rundschriftstahlfedern, der mit Vorliebe die Lehrerversammlungen besucht, in denen er seine Schriftgelehrsamkeit zum Nutzen seines Stahlfedernabsatzes leuchten lasse. — Wer sachlich urteilen will, der lese neben Sönnecken auch Prof. Dr. K. Bawalis „Unsere Schrift“, 1911, Mk. 2.60 — Prof. Dr. A. Kirschmanns „Antiqua oder Fraktur?“, 2. Aufl. 1912, Mk. 1.50 — Jos. Müllers „Fibelreform?“, 1916, 1. Mk. — A. Reineckes „Unsere Buchstabschrift“, 1910, 3. Mk. — und G. Ruprechts „Kleid der deutschen Sprache“, 5. Aufl. 1912 — sowie den Vortrag von Pfarrer W. Wirth im Jahrbuch (1916) des Bündner Lehrer-

vereins. — Daneben unterlasse er ja nicht, unter der gegnerischen Literatur besonders folgende drei Schriften zu lesen, die jedem Lehrer vom „Pestalozzianum Zürich“ zur Verfügung gestellt werden: Prof. Wetekamp, „Selbstbetätigung und Schaffensfreude in Erziehung und Unterricht, mit besonderer Berücksichtigung des ersten Schuljahres“; Prof. Fr. Kuhlmann, „Schreiben im neuen Geiste“, 1917. Die dritte erinnert an die alte Erfahrung, dass es eine Reklame gibt, die auf eine Empfehlung des Konkurrenzartikels hinausläuft. Es ist Sönneckens „Aufruf an das deutsche Volk“. Die ersten zwei enthalten viel Gutes, sind aber besonders interessant, weil sie so deutlich zeigen, wie eine einfache Sache durch grosse pädagogische Gelehrsamkeit umständlich und verwinkelt gemacht werden kann. Schade wäre es auch, wenn Sönneckens „Aufruf“ nicht angeschaut würde, ein Sammelsurium verschiedenster Inhaltes. Das Titelblatt lautet: „Eine dringende Forderung der Stunde. Aufruf an das deutsche Volk zur Aufhebung der unnützen Zweitschriftigkeit. (Durch die Einschriftigkeit werden u. a. gespart: In einem Elementarschuljahr 250 Millionen Lernstunden; während der Elementarschulzeit 2000 Millionen Lernstunden.)“ Deutsc her Altschriftbund, Bonn. Vorsitzer: Kommerzienrat F riedrich Soennecken, Präsident der Handelskammer Bonn.“ Unter dem gemischten Inhalt findet sich eine Nummer der Deutschen Optischen Wochenschrift, worin gezeigt wird, dass sich Dr. Schackwitz bei seinen Messungen im Zusammenhang mit Augenrücken und Ermüdung geirrt hat. Das übrige — ein sog. wissenschaftlicher Nachweis, dass die deutsche Sprache ihren Namen nicht verdiente, Wortbildungen aus lauter deutschen Grossbuchstaben, eine Zusammenstellung von hässlichen deutschen Schriften als „Empfehlung“ für die Fraktur u. dgl. — ist wertloses Zeug, ranziger Speck, der schon unzählige Male aufgetischt worden ist und mit dem der Herr Kommerzienrat wohl nur junge Mäuse fangen wird.

Man hat auch schon behauptet, die Sache der deutschen Schrift sei verloren, weil heutzutage die Schreibmaschine entscheide. Die Schreibmaschine hat aber mit unserer Frage nichts zu tun. Jeder Geschäftsmann kann neben der Schreibmaschine schreiben, wie er will. Die Freunde der deutschen Schrift wollen ja die lateinische Schrift nicht verdrängen, und jedes Kind, das zuerst deutsch schreibt, wird mit zehn Jahren imstande sein, Maschinenschrift zu lesen. Wir wollen auch die Lateinschrift pflegen und sähen es gern, wenn sie in der Anwendung für fremde Sprachen und überall, wo sie zur Hervorhebung oder Abwechslung benutzt wird, schöner und leserlicher wäre, als dies heute so oft der Fall ist. Aber darnach streben wir, dass die deutsche Schule den Anfang mit der deutschen Schrift mache. Wir schliessen uns ganz der Ansicht an, die in Wilhelm Reins „Enzyklopädischem Handbuch der Pädagogik“ in der Ausgabe von 1909 — also vor dem Krieg — nach einer eingehenden und sachlichen Betrachtung folgendermassen zusammengefasst ist: „Wir wollen für die Schule beide Schriftarten; die deutsche Schrift hat den Vorrang; sie hat in den ersten Jahren die Alleinherrschaft, sowohl im Lesen wie im Schreiben. Mit dem dritten oder vierten Schuljahr wird die lateinische Schrift Unterrichtsgegenstand der Schule, behält aber in der Volksschule ihre untergeordnete Stellung gegenüber der deutschen Schrift dauernd bei, während sie in den höheren Schulen infolge ihrer Verwendung bei den fremden Sprachen gleiche Bedeutung hat wie die deutsche Schrift.“ (Artikel: Schreiben und Schrift.)

Die deutsche Schrift ist unser ererbtes Gut, das wir schon aus diesem Grunde ehren und pflegen dürfen. Sie ist aber auch ein kostbares Gut; denn sie erfüllt ihre Aufgabe besser als eine andere Schrift. Hoffentlich hat sie immer Freunde, die nicht ruhen, bis alles, was deutsch ist, auch deutsch gedruckt und geschrieben wird.

Prof. A. Baumgartner, Zürich.

